

*Judith Visser*

Mein Leben als  
Sonntagskind

Roman

Aus dem Niederländischen von  
Barbara Heller

Harper  
Collins

HarperCollins®

Der Verlag dankt der niederländischen Literaturstiftung  
für die Förderung der Übersetzung

**N**ederlands  
letterenfonds  
dutch foundation  
for literature



1. Auflage: Mai 2019  
Deutsche Erstausgabe  
Copyright © 2019 für die deutsche Ausgabe by HarperCollins  
in der HarperCollins Germany GmbH, Hamburg

Copyright © 2018 by Judith Visser  
Originaltitel: »Zondagskind«  
Erschienen bei: HarperCollins,  
an imprint of Uitgeverij HarperCollins Holland, Amsterdam

Published by arrangement with  
HarperCollins Holland, a division of Harlequin Enterprises Limited

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text  
wurde vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Umschlaggestaltung: Favoritbuero GbR, München  
Umschlagabbildung: Illustration by Sarah Wilkins  
Satz: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany

Dieses Buch wurde auf FSC®-zertifiziertem Papier gedruckt.  
ISBN 978-3-95967-319-8

[www.harpercollins.de](http://www.harpercollins.de)

Werden Sie Fan von HarperCollins Germany auf Facebook!

»A writer's duty is to register what it is like for him  
or her to be in the world.«

ZADIE SMITH



Ein Fußgänger. Verdammt. Ich kannte die Verkehrsregeln, konnte sie aber, wenn es drauf ankam, nicht abrufen. In jeder Fahrstunde schnappten sie unter einer Lawine von Reizen aufs Neue nach Luft. Musste ich ihn vorbeilassen? Oder musste er mich vorbeilassen? Der Schweiß drang mir aus allen Poren und sammelte sich zwischen den Schulterblättern ...

»Jasmijn«, hörte ich Jaap neben mir sagen, »du weißt doch: Meine vier Räder stehen still ...«

»... wenn mein rechter Fuß es will«, ergänzte ich. Ich musste grinsen über die Eselsbrücke, die nach anderthalb Jahren Fahrschule immer noch lustig und notwendig war. Ich bremste. Der Fußgänger überquerte die Straße, ich wurde wieder ernst und gab Gas. Wir näherten uns einem Kreisverkehr. Das Lenkrad war feucht von meinen verschwitzten Händen. *Konzentration*. Ich drückte den Rücken fester gegen die Lehne und holte tief Luft. Überblick – Überblick war alles. Aber gerade daran haperte es bei mir. Das große Ganze existierte für mich nicht, ich sah nur eine Unmenge von Einzelheiten, die nie ein Gesamtbild ergaben. Ich sah eine Möwe in der Luft. Das Nummernschild des Autos vor mir: SP – NN – 80. Sofort machte mein Gehirn daraus: Stoller Panther, Niemals Neidisch, 80 Kilo. Ich rückte meine Sonnenbrille zurecht, die ich auch bei bewölktem Himmel trug. Ohne die dunklen Gläser waren meine Augen den Ampeln und Blinklichtern nicht gewachsen. Wenn ich sie ungeschützt ansah, blinkte einfach alles.

»Achtung«, sagte Jaap, »Fuß auf die Bremse.«

Abstand halten vom Stolzen Panther vor mir. Abwarten, was die Autofahrer machten, die von links kamen. Der vorderste – Haariger Philosoph, Wirkt Jünger, 41 Jahre – verließ den Kreis. Okay, ich konnte weiterfah...

»Pass auf!« Der Fahrlehrer stieg auf seine eigene Bremse.

Jetzt erst sah ich die Radfahrerin rechts von mir. Sie schaute mich groß an. Reflexartig machte ich eine entschuldigende Geste. Sie fuhr kopfschüttelnd weiter.

Hinter uns wurde laut gehupt.

»Jasmijn ...« Ein Stöhnen schwang in Jaaps Stimme mit. »Bieg nach dem Kreisverkehr rechts ab. Dort kannst du kurz halten und den Motor abstellen.«

Jaap blätterte im Theoriebuch der Fahrschule. In dem Grübchen zwischen seiner Nase und der Oberlippe glitzerte eine kleine Schweißpfütze. »Hier.« Er hielt mir das Buch hin. »Das ist so eine Situation wie eben.«

Ich sah mir die Abbildung an und unterdrückte ein Gähnen. Mich dem Tempo des Verkehrs anpassen, Schritt halten mit dem sich ständig verändernden Strom, das machte mich fertig. Kaum hatte ich registriert, was vor mir geschah, war neben oder hinter mir schon wieder eine andere Situation entstanden. Jaap erfasste mit einem Blick das komplette Bild, ich dagegen sah erst den Lastwagen, dann das Auto, dann irgendwelche Radfahrer, Fußgänger, Mopedfahrer oder was auch immer. Als Autofahrer musste man aber in der Lage sein, alles gleichzeitig wahrzunehmen – ein Zwinkern, und schon sah alles wieder ganz anders aus. Die Bilder scheuerten wie Feuersteine über meine Netzhaut, bis mir Funken aus den Pupillen sprangen.

»Siehst du, was ich meine?«, fragte Jaap. »In so einem Fall musst du darauf achten, dass ...«

Seine Stimme verebbte. Meine Augen brannten immer heftiger. Ich schloss sie, nur ganz kurz.

»... verstehst du, Jasmijn?«

Dunkelheit, endlich.

»Jasmijn!«

Ich schreckte auf und schob meine heruntergerutschte Brille hoch.

Jaap klappte das Buch mit einem Seufzer zu. »Bist du eben tatsächlich eingeschlafen?«

Er wirkte nicht verärgert, eher besorgt. Zwischen seinen

Augenbrauen hatte sich eine Furche gebildet, und er schüttelte leicht den Kopf. »Hör zu ...« Er strich sich mit Daumen und Zeigefinger übers Kinn. »Versteh mich jetzt bitte nicht falsch, aber hast du dich mal untersuchen lassen? Psychologisch, meine ich. Ich frage deshalb, weil ich seit über vierzig Jahren Fahrstunden gebe, aber noch nie erlebt habe, dass jemand so extrem auf den Verkehr reagiert. Nach gut hundert Stunden muss ich immer noch jedes Mal eingreifen. Das Steuer übernehmen, auf die Bremse treten. Du fährst Automatik, da ist viel weniger zu tun, und trotzdem sehe ich keinerlei Fortschritte. Ich habe sogar das Gefühl, du fährst von Woche zu Woche schlechter.«

Meine Hände verkrampten sich im Schoß. »Dabei geb ich mir alle Mühe«, murmelte ich frustriert.

»Ich weiß. Aber vielleicht gibt es ja irgendwelche Pillen oder so, damit du dich besser konzentrieren kannst. Dann schaffst du den Führerschein vielleicht doch noch. An deiner Stelle würde ich mal den Hausarzt fragen.«

Ich schwieg.

Jaap sah mich eindringlich an. »Bevor es noch Tote gibt ...«

Es war ein Scherz, das merkte ich an dem Lachen in seiner Stimme.

Aber es war ein hoffnungsloses Lachen.

Ein Sonst-weiß-ich-auch-nicht-weiter-Lachen.

Ich war damals neunzehn, und den Führerschein habe ich nie geschafft. Aber zum Arzt bin ich gegangen, wenn auch erst ein paar Jahre später. Er überwies mich zu einem Psychologen, und nach sechs gründlichen Untersuchungen, in die auch meine Eltern einbezogen wurden, lautete die Diagnose: Asperger-Syndrom. Eine Form von Autismus. Eine angeborene Störung der Informationsverarbeitung, die die Kommunikation erschwert und den Umgang mit anderen zum Problem machen kann. Ich vertiefte mich in das Thema und stieß auf Bücher voller Lösungen für Probleme aus meiner Kindheit.

Nicht ich war anders, mein Gehirn war anders.

Jeder Mensch ist einzigartig, auch Menschen mit Autismus. Es gibt genug Aspies, die sich im Verkehr durchaus zurechtfinden, oder solche, die sich nicht ständig mit Essen vollstopfen müssen, weil ihnen sonst der Treibstoff fehlt, der sie funktionieren lässt. Es gibt Autisten, die ein Gespräch mehrere Stunden durchhalten, ohne zusammenzubrechen, die ganz entspannt die Schulbank drücken und das Leben auch ohne »Hilfshund« meistern.

Aber dies ist meine Geschichte.

Die Geschichte von Jasmijn Vink, geboren in Rotterdam an einem Sonntag im Winter 1978.

# 1. Kapitel

Ich war vier, als ich zum ersten Mal aus der Schule weglief. Es war mein erster Tag an der Prinses Marijkeschool, und ich verstand nicht, warum meine Mutter mich hergebracht hatte. Noch nie war ich ohne sie oder ohne Senta irgendwo gewesen. Senta war meine beste Freundin. Sie war zwei Jahre jünger als ich, und für andere war sie ein Hund. Ihr eines Ohr stand hoch, das andere hing herab, und nachts schlief sie bei mir im Bett. Meine Mutter löste meine Finger aus Sentas dichtem, weichem Fell und sagte, Senta werde jetzt mit ihr nach Hause gehen.

»Und ich?«, fragte ich.

»Du bleibst ein Weilchen hier, das hab ich dir doch erklärt.«

Ich schüttelte heftig den Kopf. Meine Mutter hatte gesagt, wir würden in die Vorschule gehen, und ich hatte gedacht, das wäre etwas Ähnliches wie einkaufen zu gehen. Von Dableiben hatte niemand etwas gesagt!

»Lassen Sie mich das machen«, hörte ich eine unbekannte Stimme. Eine blonde Frau trat zu uns. Sie streckte die Hand aus, um Senta zu streicheln.

Senta und ich wichen zurück.

Die Frau ging vor mir in die Hocke. »Du bist Jasmijn, nicht wahr? Ein schöner Name. Ich bin Fräulein Marleen, und du bleibst erst mal bei mir. Mama holt dich dann in drei Stunden wieder ab.«

Ich drehte mich entschlossen um und lief mit Senta zum Ausgang.

»Nein, Jasmijn.« Die Frau fasste mich am Handgelenk. »Du musst schön dableiben. Die anderen Kinder kommen auch gleich. Es wird dir hier gefallen, du wirst sehen.«

Ich riss mich los. Ich würde doch nicht bei einer Frau bleiben, die ich gar nicht kannte!

Meine Mutter legte mir die Hand auf den Kopf. Sie hatte mir heute mit viel Geduld die Haare geflochten. Wenn eine

Strähne in der Bürste hängen blieb, hatte ich nicht mal »Au« sagen müssen; sie hatte sie ganz vorsichtig wieder herausgezogen. Sie wusste immer, was in mir vorging, und deshalb würde sie mich ganz bestimmt nicht hier zurücklassen.

Die Frau sagte etwas zu ihr, so leise, dass ich es nicht verstand.

Meine Mutter nickte.

»Sieh mal, Jasmijn.« Die Frau zeigte in eine Ecke. »Das ist unsere Puppenecke. Schön, nicht wahr?«

Ich folgte ihrem Finger mit den Augen, wurde aber durch die kahlen Fenster abgelenkt, durch die gleißendes Sonnenlicht hereinfiel. Auch die Neonröhren an der Decke verbreiteten ein grelles Licht. Darunter standen Stühle im Kreis, und in der Ecke, die mir die Frau gezeigt hatte, lagen die Puppen wild durcheinander. Ein rothaariges Mädchen packte eine davon an den Haaren und schwenkte sie im Kreis herum.

Meine Mutter hatte gesagt, Colette würde auch hier sein, aber ich sah sie nirgends.

»Komm«, sagte die Frau, »du kannst mit Mathilde spielen.«

Warum ließ sie mich nicht in Ruhe? Ich drehte mich um. Ich musste meiner Mutter klarmachen, dass wir jetzt wirklich gehen mussten. Aber wo sie eben noch mit Senta gestanden hatte, stand jetzt eine andere Mutter. Ein schreiender Junge hing an ihrem Arm. Ich trat einen Schritt zur Seite und schaute an ihnen vorbei. Dann sah ich in die andere Richtung und sperrte die Augen auf. Mama! Senta!

Die Frau nahm mich an der Hand und zog mich in die Puppenecke.

*Senta!* rief ich im Kopf. *Senta!*

Aber Senta kam nicht.

Das grelle Licht brannte mir in den Augen. Und überall waren Stimmen, so laut, als würden mir alle Kinder gleichzeitig in die Ohren schreien.

»Gib das her!«, rief ein Junge, der Ramon hieß.

»Nein!« Colette rannte weg. Sie hielt ein Feuerwehrauto hoch über den Kopf.

Ramon stürmte schreiend hinter ihr her.

»Fang mich doch, fang mich doch!« Colette machte kreischende Sirengeräusche. Ihr schien es hier zu gefallen.

Ich setzte mich in der Puppenecke auf den Boden und hielt mir die Ohren zu. Der Boden dröhnte von Ramons Gestampfe. Sein roter Pulli – so rot wie Colettes Feuerwehrauto und Mathildes Wangen – blitzte mir in die Augen. Die ganze Welt war rot, und das Rot schlug mir gegen den Kopf. *Bum-bum-bum*. Ich kniff die Augen zu. Auch die Ohren hielt ich mir immer noch zu, aber der Lärm rann durch meine Finger wie Sand. Jemand stieß mich gegen die Schulter und trampelte davon. Der Boden zitterte, und das Zittern kroch in meinen Körper. Meine Zähne klapperten.

*Tatü-tata! Tatü-tata!*

*Gib her!*

*Fang mich doch!*

*Hahaha!*

Ich zog die Knie an, drückte den Kopf dazwischen und hielt die Arme wie ein Dach darüber. Dann hob ich das Gesicht vorsichtig wieder und öffnete das linke Auge einen Spalt. Die hin und her hüpfenden Flecken waren jetzt nicht mehr nur rot, sondern auch lila. Blau. Grellgelb. Die Welt war ein Ausmalbild, und alle Felder explodierten. *Peng-peng-peng!*

Die Frau stand in einer Ecke. Ein Junge neben ihr schlug mit der Faust gegen einen Turm. Alle Klötzchen prasselten zu Boden, aber niemand schien den ohrenbetäubenden Lärm zu hören.

Niemand außer mir.

»Hab dich!«, brüllte Ramon auf der anderen Seite des Klassenzimmers.

Colette kreischte.

Ich bekam keine Luft mehr. Taumelnd rappelte ich mich hoch. Ich musste zu Senta. Nach Hause. Zu warmer Milch mit Honig. Zum Surren der Nähmaschine meiner Mutter.

Die Frau stand noch immer in derselben Ecke, mit dem Rücken zu mir.

Wieder presste ich die Hände auf die Ohren, und dann rannte ich, so schnell ich konnte, hinaus. Zwischen den fremden Jacken an der langen Hakenreihe im Flur suchte ich meine eigene heraus, dann lief ich mit großen Schritten zum Ausgang und drückte mit beiden Händen fest gegen die Glastür. Sie flog auf. Ich rannte über den Schulhof, am Sandkasten und der Grünfläche vorbei, weg von dem ganzen Radau.

Nie wieder würde ich in die Vorschule gehen.

Mein Magen knurrte. Zu Hause würden wir Brot mit Thunfischsalat essen, hatte meine Mutter gesagt. Ich lief in die Richtung, aus der wir heute Morgen gekommen waren. Jetzt waren da keine Mütter mit Kindern mehr, keine Fahrradklingeln, kein Reden und Lachen. Aber im Kopf hörte ich immer noch den Lärm, vor dem ich geflüchtet war. Ich lief schneller. Wenn ich Senta wiedersah, würden all die Geräusche verschwinden. Bei ihr ging es mir immer gut.

Aber ... Moment mal ...

Ich blieb stehen.

War das der richtige Weg? Alles war auf einmal so groß.

Langsam machte ich noch einen Schritt. Die Straße, in der wir wohnten, würde ich erkennen, das wusste ich. Geertruidenbergstraat hieß sie. Dort musste ich in die zweite Tür und dann vier Treppen hoch. Das Haus gegenüber sah genauso aus wie unseres, auch mit drei Stockwerken. Zwischen den beiden Häusern standen ein paar Bäume, und für Leute mit Auto gab es Parkplätze. Wir hatten kein Auto.

Ich machte noch einen Schritt und noch einen.

Meine Jacke hielt ich mit den Händen gegen die Winterkälte zusammen. Zuknöpfen konnte ich sie nicht, das machte immer meine Mutter. Manchmal schaute ich ihr dabei zu, aber ihre Finger bewegten sich so schnell, und wenn ich es selbst probierte, verhedderte ich mich. Ich blieb auf dem Bürgersteig; über die Straße durfte ich noch nicht allein.

Mein Bruder schon, der war acht.

Der scharfe Wind machte meine Finger rot und steif. Ein Auto fuhr vorbei. Der Mann hinterm Lenkrad drehte sich nach mir um. Ich hielt mir die Hände vors Gesicht, um mich unsichtbar zu machen. Wenn mich jemand anschaute, war es, als würden seine Augen mich berühren. Wieder dröhnte mir das Getöse der Vorschule in den Ohren. Ich ging schneller. Immer wenn ich an eine Querstraße kam, bog ich um die Ecke, sodass ich kein einziges Mal den Bürgersteig verlassen musste. Dann konnte mir niemand böse sein.

Den Springbrunnen links kannte ich. Hier fütterten Oma und ich doch immer die Enten! Und dort drüben kamen wir vorbei, wenn ich mit meiner Mutter einkaufen ging; der Bäcker am Plein gab mir dann immer einen Eierkeks, den ich mit Senta teilte.

Ich war ganz nahe an zu Hause!

Vor mir schob eine Frau einen ratternden Einkaufswagen über das Pflaster. Auf einer Bank saßen ein paar Opas und rauchten. Irgendwo bellte ein Hund, aber es war eher ein Kläffen, nicht Sentas Bellen. Das konnte es auch gar nicht sein, Senta war ja zu Hause. Und ich ...

Ich wusste nicht mehr, wie ich nach Hause finden sollte.

Ich blieb stehen. Was nun?

Nach dem Weg fragen ging nicht, mit Erwachsenen konnte ich nicht sprechen. Nur mit meinen Eltern und mit Opa und Oma, sonst mit niemandem. Manchmal war das schlimm, zum Beispiel, wenn der Bäcker hinter der Theke hervorkam und mir den Eierkeks gab. Dann hätte ich »Danke« sagen müssen, aber ich wusste nicht, wie ich meine Stimme aus dem Kopf herausbekommen sollte. Ich nahm dann den Eierkeks und lief schnell aus dem Laden.

»Sie ist ein bisschen schüchtern«, hatte meine Mutter gesagt, als ich wieder einmal hinausrannte.

Vor ein paar Tagen hatte sich der Bäcker zu mir herabgebeugt und gefragt: »Hast du vielleicht deine Zunge verschluckt?«

Senta hatte ihn angeknurrt. Sie wollte nicht, dass jemand sein Gesicht so nahe an meines brachte, sie wusste, dass ich dann keine Luft mehr bekam.

Ich hatte nicht auf die komische Frage reagiert.

Die Zunge konnte man doch gar nicht verschlucken, die war doch im Mund festgewachsen.

»So ist sie eben«, hatte meine Mutter noch gesagt. Das sagte sie immer, zu jedem. Meine Mutter machte sich keine Sorgen darüber, dass ich schwieg.

Ich ging weiter. Meine Zehen waren steif vor Kälte, aber ich blieb nicht stehen, denn direkt vor mir befand sich ein niedriges rotes Gebäude, das ich kannte. Bürgerhaus nannte es meine Mutter. Es hieß De Middelburgt, das wusste ich. Da trank sie manchmal Tee mit Colettes Mutter und ein paar anderen Müttern.

Vielleicht war sie jetzt auch dort!

Die Türen standen weit offen. Eine angenehme Wärme zog mich nach drinnen, in einen Saal, in dem Erwachsene an kleinen Tischen saßen. Sie hatten Spielkarten in den Händen. Blaue Rauchschwaden schwebten über ihren Köpfen. Alle redeten durcheinander, ein lautes Geschnatter, eine Vorschule voller Erwachsener. Ich sah mir jedes Gesicht und jeden Hinterkopf genau an, aber nirgends entdeckte ich die braunen Locken meiner Mutter.

Neben mir war ein langer Gang. Vielleicht würde der mich zu ihr bringen. Ich ging an einer Wand mit Bildern von Vögeln und Bergen entlang und kam wieder in einen Saal mit Tischen. Der Saal war leer.

Wo war meine Mutter?

Was, wenn ich nie wieder nach Hause fand?

Aus dem ersten Saal kam dröhnendes Erwachsenenegelächter. Und ganz in meiner Nähe hörte ich Schritte. Ein dumpfes Geräusch, nicht das Klack-klack der Absätze meiner Mutter. Die Schritte kamen näher.

Hinter mir stand eine Tür einen Spalt offen.

Ich schlüpfte hinein.

Endlich war der Lärm der Vorschule in meinem Kopf verstummt. Hier würde ich bleiben, in der stillen Kabine, auf dem zugeklappten Deckel. Ich hatte die Tür verriegelt, und meine Füße baumelten über dem Steinboden. Ab und zu benutzte jemand die Toilette nebenan und ging dann wieder hinaus. An der Wand war ein Lichtschalter, den ich aber nicht anrührte. Die Dunkelheit war schön.

Ich hatte keine Ahnung, wie spät es war, obwohl ich seit Kurzem die Uhr lesen konnte. Mein Bruder hatte es mir beigebracht. Er war gut mit Zahlen, ich nicht. Mit Buchstaben schon, die kannte ich alle. Ich konnte sogar schon lesen. Besser als Emiel.

Im Dunkeln formte ich Klopapierkügelchen. Ganz viele weiße Kügelchen. Unter der Tür war ein Lichtstreifen, sodass ich sie ein bisschen sehen konnte. Sie lagen überall. Auf meinem Rock, auf meiner Strumpfhose, auf dem Boden, in meinen Händen. Sie waren bei mir, ohne Lärm zu machen. Sie waren ganz still. Sie waren lieb.

Ich drückte sie an mein Gesicht. »Ihr seid meine Freunde«, sagte ich.

Dann schloss ich die Augen.

»Hallo?«

Ich rieb mir die Augen; meine Wimpern waren vom Schlaf verklebt.

»Hallo?«, tönte es noch einmal. Eine Frau. Sie klopfte an meine Tür.

Um mich herum war es dunkel. Ich saß auf etwas Hartem.

»Ist da jemand drin?«, rief die Frau.

Ah, jetzt wusste ich wieder, wo ich war. Ich sprang auf. Meine Freunde wirbelten zu Boden und senkten sich wie Schneeflocken um meine Füße. Mein Bauch fühlte sich leer an, wie Luft. Der Thunfischsalat wartete auf mich, aber ich konnte nicht weg, solange da eine Frau vor meiner Tür stand. Jemand, der Fragen stellte. Ich verharrte reglos, die Hand an der Türklinke.

»Alles in Ordnung da drin?«

Ich klopfte an die Tür. Das hieß »Ja«. Jetzt konnte die Frau gehen.

»Haben Sie sich eingesperrt?«

Ich trat gegen die Tür. Die Frau musste weg. Ich musste raus, zurück zu dem Wasser mit den Enten, zurück in die Straße, in der die Vorschule war. Wahrscheinlich war es jetzt endlich Mittag, und meine Mutter und Senta warteten schon auf mich. Wir würden zusammen nach Hause gehen, und ich konnte meiner Mutter sagen, dass ich nie wieder in die Schule gehen würde.

Die Frau ging weg. Ich hörte, wie die große Tür auf- und zugemacht wurde.

Endlich war es wieder still.

Ich öffnete den Riegel, steckte den Kopf durch die Tür und kniff die Augen gegen die plötzliche Helligkeit zusammen. Niemand war zu sehen. Schnell trat ich aus der Kabine und ...

»Jasmijn!« Tante Teun, Colettes Mutter, kam hereingestürzt und sah mich groß an. Sie hatte immer knallblaue Flecken über den Augen, als hätte sie sich verletzt. Lidschatten nannte sich das.

»Kind!«, rief sie.

Ich starrte sie an. Ich hatte ihre raue Stimme nicht erkannt, aber als ich jetzt ihr Gesicht sah, passte wieder alles. Wie oft hatte ich sie schreien hören: *Nein, Colette, Pfoten weg, Colette! Gib mir mal meine Kippen, Colette!*

»Ja, um Himmels willen, Kind, warst du die ganze Zeit da drin?« Tante Teun schüttelte den Kopf, als wäre das die Antwort auf ihre Frage.

Nur war es nicht die richtige Antwort.

Ich wollte zur Tür hinaus, kam aber nicht an ihrem dicken Körper vorbei.

Sie stemmte die Hände in die Seiten. »Weißt du überhaupt, dass deine Mutter schier durchdreht vor Angst? Sie sucht dich überall, und dein Vater ist extra von der Arbeit nach

Hause gekommen. Sie haben sogar bei der Polizei angerufen. Alle sind in heller Aufregung!«

Ihr Gekreische klatschte gegen die gefliesten Wände. Ich hielt mir die Ohren zu.

»Weißt du, was«, sagte sie, »ich bring dich jetzt nach Hause. Deine Oma ist da, falls jemand anruft. Komm.«

Ich rührte mich nicht. Wovon redete sie?

»Komm, Kind.« Sie fasste mich am Arm. »O Gott, deine armen Eltern!«

Meine Mutter saß auf der Sofalehne. Ihre Wangen waren nass und verschmiert, ihre Unterlippe zitterte. Ihre Finger zupften an der schwarz glänzenden Spirale der Telefonschnur. Den grauen Hörer hatte sie am Ohr. So hatte ich sie noch nie gesehen. Ihr sonst so fröhliches Gesicht sah aus wie ein fleckiges Gemälde. »Ja, sie ist wieder da«, sagte sie ins Telefon. »Das mache ich, ja. Vielen Dank für Ihre Hilfe.«

Mein Vater sah mich kopfschüttelnd an. Emiel saß still neben meiner Mutter auf dem Sofa. Opa war nicht da, er radelte auf der Suche nach mir immer noch durch die Gegend. Auch meine Eltern hatten mit dem Rad nach mir gesucht, waren aber sofort zurückgefahren, als ihnen auf der Straße jemand sagte, Tante Teun habe mich gefunden.

Oma ging neben mir in die Hocke und sagte leise: »Ich hab gebetet, dass du wohlbehalten zurückkommst, Mijntje. Wir hatten solche Angst.«

Ich schluckte. »Alle sind böse auf mich.«

Aber warum? Ich hatte doch nur versucht, nach Hause zu kommen. Wo ich hingehörte. Und dann war ich eingeschlafen.

Oma strich mir den Pony zur Seite und drückte mir einen Kuss auf die Stirn. »Papa und Mama waren in Sorge, weil sie dich lieb haben. Es ist schon fast Abend! Seit heute Morgen suchen dich alle, wir haben uns solche Sorgen gemacht. Verstehst du das?«

»Wo ist Senta?«, fragte ich. Senta war bestimmt nicht böse auf mich. Senta freute sich immer, wenn sie mich sah.

Meine Mutter legte den Hörer auf und wischte sich über die Augen. »Geh ruhig nach Hause«, sagte sie mit rauher Stimme zu Oma. »Ich ruf dich später noch mal an.«

Oma nickte und ging. Ihre Schritte entfernten sich, dann fiel die Haustür ins Schloss. Ich kletterte auf das Sofa am Fenster, um ihr nachzuwinken. Oma schaute immer noch mal hoch. Sie und Opa wohnten in der Gasse schräg um die Ecke, im letzten von sechs ebenerdigen kleinen Häusern.

»Jasmijn«, sagte meine Mutter, noch immer heiser.

Ich drückte meine Nase ans Fenster. Draußen wurde es schon dunkel. Omas kurze graue Locken sahen im Licht der Straßenlaternen silbern aus. Ich hob die Hand und ...

Mein Vater trug mich vom Fenster weg.

»Ich muss doch Oma nachwinken!«, sagte ich strampelnd.

»Jetzt nicht.« Er setzte mich aufs andere Sofa, neben Emiel. »Wir müssen reden, Jasmijn.«

Ich sah mich um. Der Aschenbecher auf dem Tisch war noch nie so voll gewesen. Zerknüllte Papiertaschentücher lagen daneben. »Wo ist Senta?«, fragte ich wieder.

»Weißt du, mit wem Mama eben telefoniert hat?«, fragte mein Vater.

»WO IST SENTA?«, brüllte ich.

»Die ist bei Opa«, sagte Emiel. »Sie hilft ihm suchen.«

»Aber ich bin doch hier!« Ich hatte Senta so vermisst! Tränen brannten mir in den Augen. Mittag war längst vorbei. Es gab kein Brot mit Thunfischsalat. Keine Milch.

Keine Senta.

»Weißt du, mit wem Mama telefoniert hat?«, wiederholte mein Vater. »Mit der Polizei, Jasmijn. Mit der Polizei!«

»Fräulein Marleen hat angerufen, um mir zu sagen, dass du weg bist.« Meine Mutter putzte sich die Nase und warf ein weiteres Papierknäuel auf den Couchtisch. »Erst dachte sie, du hättest dich irgendwo im Klassenzimmer versteckt, und hat dich überall gesucht, aber du warst verschwunden. Du kannst nicht einfach weglaufen! Das verstehst du doch, oder?«

Ich schluckte. Wie sollte ich etwas verstehen, was mir niemand erklärt hatte?

»Wir haben die Polizei angerufen, weil wir mit dem Schlimmsten gerechnet haben. Wir hatten Angst, du könntest ...« Ihre Schultern zuckten.

Mein Vater legte den Arm um sie. »Ganz ruhig, Pien. Nicht mehr dran denken. Sie ist wohlbehalten wieder da, nur das zählt.«

Meine Mutter putzte sich erneut die Nase. »Wie um alles in der Welt bist du denn in De Middelburgt gekommen?«

»Ich hab dich gesucht! Dich und Senta!«

»Und unterwegs bist du mit niemandem mitgegangen?«

Ich schüttelte den Kopf.

Mein Bauch knurrte. Vielleicht war noch Thunfischsalat übrig.

»Und sonst warst du nirgends? Du warst den ganzen Tag im Bürgerhaus? Ganz allein?«

»Nicht allein.« Mit Freunden. Ich dachte an die weißen Kügelchen. Wir hatten es gut gehabt zusammen, es war gemütlich gewesen im Dunkeln.

Meine Mutter schlug mit der flachen Hand aufs Sofa. »Verdammt! Ich hab's gewusst! Wer war bei dir? Was ist passiert?«

Ich blinzelte. Das waren zwei Fragen auf einmal.

»Tante Teun sagt, sie hat dich in der Toilette gefunden«, sagte mein Vater. »Wer war da sonst noch?«

Ich zeigte auf die Papiertaschentücher. »Solche wie die. Nur kleiner.«

Meine Mutter griff sich an den Kopf und schüttelte sich.

»Und ... was hast du ... dort gemacht?«, fragte mein Vater ganz langsam.

Ich zuckte mit den Schultern. »Geschlafen. Ich war müde.«

Mein Vater strich meiner Mutter sanft über den Rücken. Auch Emiel schniefte jetzt. Er zog sich den Pulli über die Nase hoch, sodass man nur noch seine Augen sah.

Mein Vater setzte sich neben mich und hob mich auf seinen Schoß. »Jasmijn, jetzt hör mal gut zu, ja?«

Ich nickte.

»Du darfst nie wieder aus der Vorschule weglaufen. Hast du gehört?«

Wieder nickte ich. Ich hatte es gehört. Aber ich verstand es nicht.

»Mama und ich wissen, wie schwer es für dich ist, dich dort einzugewöhnen, aber das war jetzt gerade mal der erste Tag. Du musst durchhalten, Kind.«

»Aber da ist so ein Krach.« In die Schule wollte ich schon, nur ohne die anderen Kinder.

»Das ist alles eine Frage der Gewöhnung, Jassie, weiter nichts.«

»Darf Senta dann dableiben?«

»Nein«, sagten meine Eltern gleichzeitig.

Ich schluckte. Meine Tränen saßen immer erst mal in der Kehle.

Meine Mutter zündete sich eine Zigarette an. »Senta kann nun mal nicht überallhin mit.«

Ich wünschte, ich wäre nie vier geworden. Auf einmal war alles anders. Warum?

»Wenn es dir morgen zu viel wird, dann setzt du dich in eine ruhige Ecke und denkst an was Schönes«, sagte mein Vater. »Okay?«

Es klingelte. Emiel machte auf.

Ein Trippeln war im Flur zu hören, gefolgt von Opas Schritten.

»Senta!« Ich sprang auf. Mein Vater auch, aber meine Mutter legte ihm die Hand auf den Arm.

»Lass sie«, sagte sie leise.

Draußen im Flur schloss ich die Augen, während Senta mir schwanzwedelnd übers Gesicht leckte.

Als meine Mutter mich am Abend ins Bett brachte, sah sie wieder normal aus. Mein Vater würde in ein paar Stunden

zur Arbeit gehen. Er war Wachmann in einem Postgebäude. Nicht nur tagsüber, auch nachts. Doppelschichten nannte sich das.

Meine Mutter ging zu meinem Kassettenrekorder. »Was möchtest du hören? Die Kassette, die drin ist?«

Ich nickte.

Früher hatte sie mir vor dem Schlafengehen vorgelesen, und ich hatte erstaunt die Seiten betrachtet. Diese kleinen Zeichen, die man Buchstaben nannte, redeten, mit einer Stimme, die man nur im Kopf hören konnte! Als ich drei war, hatte mir meine Mutter das Lesen beigebracht. Sie lieh in der Bibliothek Bücher für mich aus, und ab und zu kaufte sie welche auf einem Straßenmarkt. Das waren die besten, denn die durfte ich behalten. Manchmal stand vorn der Name des Vorbesitzers drin. Den strich meine Mutter durch und schrieb meinen darunter: Jasmijn Vink.

Zurzeit hörte ich Märchen, wenn abends das Licht ausging. Zum Geburtstag hatte ich drei Märchenkassetten bekommen, und inzwischen kannte ich die Geschichten alle auswendig. Es war schön, genau zu wissen, wie es weiterging und was jeder sagte. Manchmal sprach ich leise mit, dann war ich selbst in einem Märchen.

Meine Mutter drückte die Daunendecke wie eine Mauer um mich herum, schaltete den Rekorder ein und machte das Licht aus. »Schlaf gut, Jassie.«

Senta legte mit einem zufriedenen Seufzer ihren Kopf auf mein Kissen.

Ich schlang den Arm um sie und drückte die Nase in ihr Fell.

## 2. Kapitel

*»Guten Morgen, guten Morgen, ein neuer Tag beginnt.  
Guten Morgen, guten Morgen, wenn wir zusammen  
sind. Ob Regen oder Sonnenschein ...«*

Wir saßen im Stuhlkreis. Colette sang am lautesten von allen. Auf ihrer Zunge klebten Kekskrümel. Es war meine zweite Woche in der Vorschule, und wir sangen das Lied jeden Morgen. Das war schön, alle Stimmen waren dann wie eine einzige. Man hörte keine anderen Geräusche mehr, nur Nick trommelte mit den Händen den Takt auf seine Knie. Das störte aber nicht, seine Musik machte unseren Gesang erst komplett. Beim Trommeln schaute er mit seinen hellen Augen vor sich hin, als würde er etwas sehen, was für die anderen unsichtbar war.

»Hände stillhalten, Nick«, forderte Fräulein Marleen ihn immer wieder auf. »Wenn das nicht geht, dann setz dich drauf.«

Gestern hatte ich ihn einmal angelächelt, zum Trost. Ich wusste, wie er sich fühlte. Auch er durfte nicht anders sein als die anderen.

*»Ob Regen oder Sonnenschein, wir wollen heut zusammen sein.«*

Alle sangen begeistert mit, nur mein Mund blieb bei der letzten Zeile geschlossen. Ich wollte nicht mit den anderen zusammen sein.

Ich blieb lieber für mich.

Nach dem Singen sah ich mich im Klassenzimmer um. Überall lagen Puppen und Autos herum. Meine Mutter hatte gesagt, ich würde in der Schule etwas lernen – aber was? Ein Buch hatte ich hier noch nirgends gesehen. Und Fräulein Marleen konnte ich nicht fragen, weil ich bei ihr immer noch nicht wusste, wie ich meine Stimme gebrauchen sollte.

Zum Glück hatte ich heute mein eigenes Buch dabei. Mein Vater war auf die Idee gekommen, obwohl er selbst nur Zeitung las. Wenn die anderen nachher spielten und Lärm machten, würde ich lesen. Das Buch hatte ich zwischen die Spielsachen in der Puppenecke gelegt. Am liebsten hätte ich gleich angefangen, es war so eine spannende Geschichte. Von Zwillingen. Ich hatte es von Oma und Opa bekommen. Einfach so, ohne Weihnachten oder Geburtstag. Auch Emiel hatte etwas bekommen, einen Tunnel für seine Eisenbahn. Ein Buch war nichts für ihn, im Lesen war er nicht so gut. Er musste mit dem Zeigefinger die Wörter entlangfahren und laut mitsprechen. Und auch dann ging es nur holprig.

Aber andere Dinge konnte er gut.

Emiel konnte rechnen. Und sich die Schuhe zubinden. Und ganz allein die Tür aufschließen. Eine Flasche zuschrauben, einen Ball fangen. Aus einem Glas trinken, ohne zu kleckern. Mit Erwachsenen reden. Emiel konnte sogar dann reden, wenn jemand im Radio oder im Fernsehen dazwischenplapperte.

Eigentlich konnte er alles, was die anderen auch konnten, nur ich nicht.

Mit der Zeigefingerspitze kramte ich im Durcheinander der Buntstifte nach dem Braun. Die Farben lagen kreuz und quer in der Schachtel, das Rot neben dem Blau statt neben dem Orange, und mehr als die Hälfte der Stifte war abgebrochen. Zu Hause lagen meine Buntstifte alle am richtigen Platz. Gespitzt.

»Woanders ist nie alles genauso wie daheim«, hatte meine Mutter gesagt. »Auch daran wirst du dich gewöhnen müssen.«

Das versuchte ich auch, aber das Braun hatte ich immer noch nicht gefunden. Eine andere Farbe konnte ich nicht gebrauchen; ich malte Senta, und die war nun mal nicht rot oder lila.

Colette saß neben mir. Die Leute auf ihrem Bild hatten blaue Gesichter, wie die Schlümpfe. Ich versuchte, nicht hinzuschauen.

»Nanu, wie kommt denn das hierher?«, ertönte plötzlich Fräulein Marleens Stimme.

Ich sah auf. Fräulein Marleen stand mit meinem Buch in der Hand in der Puppenecke. Ich ging zu ihr und streckte die Hand danach aus. Vom Umschlag lachten mich Saskia und Jeroen fröhlich an.

»Nein, nein, Jasmijn.« Fräulein Marleen hielt das Buch hoch. »Das ist kein Spielzeug. Vielleicht gehört es den Vorlesemüttern. Ich lege es mal weg.«

Ich schüttelte heftig den Kopf, den Arm immer noch ausgestreckt.

Fräulein Marleen ging an mir vorbei zum Pult, das Buch fest in der Hand. Es verschwand in ihrer Schublade. Als sie sich umdrehte, stießen wir beinahe zusammen. »O Gott, hast du mich erschreckt! Was machst du denn da hinter mir?«

Ich zeigte auf die Schublade.

Sie seufzte. »Ich hab doch gesagt, dass ein Buch kein Spielzeug ist. Geh wieder an den Maltisch.«

Ich blieb stehen, den Blick noch immer auf die Schublade gerichtet.

»Nun mach mal kein Theater. Komm mit.« Sie nahm mich an der Hand und zog mich in die Mal-Ecke. Colette sah neugierig zu uns auf.

Ich riss mich los und lief mit großen Schritten zum Pult zurück.

»Ja, was ist denn, Kind?«, rief sie. »Sag doch einfach, was los ist!«

Ich zeigte auf die Schublade, und Fräulein Marleen zog sie auf und nahm das Buch wieder heraus. »Sieh mal, damit kannst du doch gar nichts anfangen. Es ist ...« Sie hatte die erste Seite mit Saskia und Jeroen aufgeschlagen, und jetzt wanderte ihr Blick zwischen dem Buch und mir hin und her. »Oh«, sagte sie.

Ich nickte.

Ihre Wangen röteten sich. »Dann sag das doch!« Es klang verärgert. »Wie soll ich wissen, was du meinst, wenn du dich weigerst, zu sprechen?« Sie klappte das Buch zu und drückte es mir in die Hand.

Ich schlug es auf und schaute auf meinen Namen, geschrieben in der engen kleinen Schrift meiner Mutter.